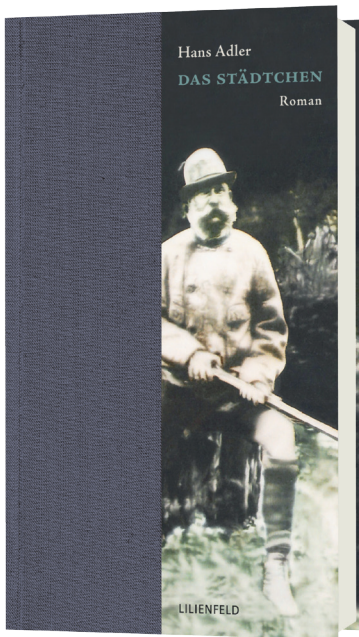




LILIENFELD
VERLAG

Leseprobe



HANS ADLER
DAS STÄDTCHEN
Roman

© Lilienfeld Verlag
ISBN 978-3-940357-13-7

I.

Ein zäher, gelber Nebel, dessen Feuchtigkeit mit Braunkohlenruß und chemischen Substanzen gesättigt war, lagerte in den letzten Oktobertagen drohend und ungesund über der kleinen Stadt, bestrich das Pflaster mit glitschiger Nässe, verschlang die Sonne und ließ abends die Gaslaternen der kommunalen Straßenbeleuchtung als grüne Irrlichter auftauchen und jäh verschwinden.

Nun begann es noch zu regnen.

Auf dem Rathausplatz stand unter der im Jahre 1663 errichteten Pestsäule der Wachmann Vinzenz Gugurell, die Hände auf dem Rücken, und musterte, mit geröteten Bernhardineraugen blinzeln, strenge ein paar Schulkinder, die anscheinend vergnügt mit den Schuhabsätzen sinnvolle Kanalsysteme durch den Kot zogen. Sein ergrauernder Schnurrbart, durch kunstreiche Heranziehung eines Stückes Backenbart martialisch verbreitert, hing tiefend und weinerlich an dem von Wetter und Alkohol gebeizten fleischigen Gesicht. Er ärgerte sich über seine feuchten Füße und fror. Seine Tour hatte um vier Uhr nachmittags begonnen, und aus unverzeihlichem Mangel an Voraussicht hatte er seinen schwarzen Wachstuchkragen, die vorgeschriebene Adjustierung für Regenwetter, in der Wachstube vergessen. Mit bekümmertem Amtsmiene nahm er den Verlauf dieser kläglichen und unwillkommenen Naturerscheinung wahr, für deren anstandslose Abwicklung – insofern sie in seine Dienststunden fiel – er sich persönlich verantwortlich fühlte. Wie täglich um diese Stunde umschritt er die Pestsäule, überquerte den Platz und patrouillierte gemessen durch die Gerechtigkeitsgasse, pflichtgemäß die Straßenkreuzung im Auge behaltend,

ob nicht etwa ein Wagen in unerlaubtem Tempo um die Ecke käme oder ein anderes ordnungswidriges Ereignis die Intervention der Sicherheitsbehörde herausfordere. Aber nichts Ungehöriges oder Verdächtiges trat ein. Die Seitengassen duckten sich still und tückisch in die Dämmerung, und die wenigen friedسامen Passanten, die irgendwelche bürgerlichen Verrichtungen ins Freie zwangen, boten keinen Anlaß zu außergewöhnlichen Maßnahmen. Mit beschleunigten Schritten strebten sie ihren Zielen zu und sahen beleidigt nach den beleuchteten Fenstern, hinter denen sie Trockenheit, Wärme und familiäre Gerüche vermuten konnten. Fast alle tauschten mit dem Wachmann Gugurell einen freundlichen Gruß und hatten bei seinem Anblick eine deutlich betonte Empfindung von Sicherheit und wohlthuendem Bevormundetsein.

Die Trostlosigkeit des Tages verwandelte sich träge in eine verfrühte Nacht. Häßliche Hunde schnuppern verzagt an abgespülten Ecksteinen, fanden sich nicht zurecht und schlichen mit unruhigen Ohren und struppigem Fell die Häuser entlang. Aus den unterirdischen Küchen der vielen kleinen Gastwirtschaften stiegen einladend die scharfen Dünste in Mehl eingebrannter Speisen. Vom Rathausturme zitterten sieben tiefe gesprungene Schläge, und gleich darauf begann die Glocke der Kapuzinerkirche ihren Mahnruf gewohnheitsmäßig und geschäftig in kurzen asthmatischen Anfällen gegen den dunkelbraunen, stinkenden Himmel zu hämmern, der leer und verschlossen über die Dächer gestülpt war.

Der Wachmann verschwand im Schatten der Promenade.

Über dem Eingang des Stadttheaters flammte mit hektischer Röte das Licht einer einzelnen Bogenlampe

auf. In Gängen und Garderoben herrschte geheimnisvolle Betriebsamkeit. Der eiserne Vorhang, der gestern steckengeblieben war, wurde ausprobiert und das Drahtseil eingefettet. Auf der Bühne hallte die ärgerliche Stimme des Inspizienten. Ein Türrahmen wackelte. Der Lehnstuhl stand nicht richtig. Gestalten in blauen Arbeitskitteln griffen auf seinen Wink zu, trafen lärmend und mechanisch die letzten Vorbereitungen. Auf dem Kasten saß die Souffleuse und strickte.

Direktor Gottlieb Müller-Monti strich mit aufgestelltem Mantelkragen um die Kasse und hustete klangvoll, spähte nach dem Wetter und rieb sich die knochigen Hände. Ein guter Tag, ein gesegneter Abend! Ein Wetterchen, bei dem das verehrliche Publikum selbst „Die Räuber“ von Herrn Friedrich von Schiller dankbar in Kauf nahm. Überhaupt eine treffliche Einführung, im Anfang der Saison die Klassiker zu Worte kommen zu lassen ... Man lernte Personal und Publikum kennen und sparte an Tantiemen.

Der Kassier grüßte aus dem Schalter. Der Direktor nickte freundlich und ließ sich über den Vorverkauf berichten. Er kannte kein Lampenfieber und brauchte nicht länger als sechzehn Minuten, um sich anzuziehen und für den alten Moor Maske zu machen.

Realschüler begannen beim Einlaß zur Galerie Aufstellung zu nehmen. Sämtliche Logen waren verkauft. Es gab ein volles Haus. Der Direktor lächelte zufrieden. An allen Ecken der Stadt klebten die großen roten Zettel: Dritter Klassiker-Abend bei aufgehobenem Abonnement. Amalia, Frau Müller-Monti.

Gegenüber dem Bahnhof krochen die Kutscher aus dem Kaffeekeller, schwangen die Arme und machten sich an ihren angeregten Pferden zu schaffen, denn der Wiener Schnellzug hatte um 7 Uhr 10 einzutreffen.

In der Bahnhofsrestauration saß der Stationschef und trank Grog.

Aus seinem sorgenvollen, behaarten Gesicht baumelte eine unmäßig schwarze Zigarre, die nicht brannte. Er hatte den schmierigen Uniformrock offen und die rote Dienstkappe neben sich auf dem Tisch liegen. Als er beim vierten Glase war und eben anfang, sich warm und behaglich zu fühlen, hörte er den gebremsten Zug über die Brücke poltern, langte mit einem innigen Fluch nach seinem schweren Mantel und stürzte auf den Perron.

Der Schnellzug hielt fahrplanmäßig eine Minute.

„Heiße Würstel ...“, rief eine nie ausgeschlafene Kinderstimme von Waggon zu Waggon. „Frisches Wasa ...“

An den Fenstern erschienen ein paar Reisende und sahen gelangweilt nach der Stationsuhr. Tastende Hämmer klopfen Räder und Federung ab. Eine schwarzgekleidete Frau mit ablehnenden, amtlichen Gesichtszügen und schwarzgelber Armbinde drängte sich zwischen den Passagieren durch und betonte ihre Unentbehrlichkeit.

Während der Stationsvorstand, der an seinen Grog dachte, schon die Hand mit der Zigarre hob, um das Abfahrtszeichen zu geben, stieg Herr von Seylitz bedächtig aus einem Coupé erster Klasse und rief mit sanfter Stimme nach einem Gepäckträger. In seinem wohlherzogenen blassen Gesicht zeigte sich nichts als ein lebhafter Ausdruck von Mißvergnügen, der sich noch steigerte, als ihm niemand die braune Ledertasche aus der Hand nahm.

„Träger ...!“ wiederholte er, ohne die Stimme zu heben, und sah den Stationsvorstand vorwurfsvoll an. Dann trug er seine Tasche selbst gegen den Ausgang.

Oberkommissär Breitenfeld erwartete Seylitz an der Bahn. Im Auftrage des Bezirkshauptmannes und als dessen Vertreter. Er hatte feuchte Hände und musterte mit Unruhe das hellgrüne Jagdkostüm, das er nach längerem Überlegen und ernsthaften Beratungen mit seiner Gattin für diesen Anlaß gewählt hatte. Er war nicht zufrieden. Die Schuhe waren zu gelb, die Wollstrümpfe zu grün. Mit grämlicher Stimme schrie er einen Bulldoggbastard an, der seinen lächerlich langen, kotigen Leib an dem Türpfeiler rieb.

„Hierher, Bully! Bully, brav sein!“

Bully fletschte verächtlich die Zähne.

Bei der Einfahrt des Zuges stand der Oberkommissär noch unentschlossen unten im Kassenraum und wußte nicht recht, ob er dem Erwarteten weiter entgegengehen sollte. Keinesfalls zu weit ... Aber andererseits durfte er ihn auch nicht verfehlen. Er legte sein ausdrucksloses Gesicht langsam in offizielle undurchdringliche Falten, trocknete sich den nassen, kurz gestutzten Schnurrbart, der farblos war wie seine Haut, und tastete verlegen nach den Hosenträgern. Plötzlich entschloß er sich doch, hinaufzugehen. Auf der Stiege stießen sie zusammen. Beide lächelten liebenswürdig.

„Aber Herr Oberkommissär, persönlich ...“

„Vergnügen“, sagte Breitenfeld leicht näselnd und fügte etwas reservierter hinzu: „Auch hat mich der Herr Bezirkshauptmann ersucht, Ihnen an die Hand zu gehen.“

Er hatte irgend etwas von unerfahrenem jüngeren Kollegen einfließen lassen wollen, aber es paßte nicht, wie immer, wenn er sich eine Ansprache vorher zu rechtgelegt hatte. Heißes Prickeln stieg ihm in die Stirnhaut. Seine Lippen verzogen sich zu einem unbegründeten Lächeln.

Kutscher grüßten aufmunternd. Ein Polizeimann salutierte. Im Wagen roch es nach vermodertem Leder und nassen Pferdedecken. Der Regen trommelte auf das geschlossene Dach. Seylatz hatte kühle graue Augen, die völlig uninteressiert über Bully und den grünen Jagdanzug glitten.

„Das ist der Kaiserjubiläumsbrunnen“, erklärte der Oberkommissär im Vorbeifahren. „Und dort hinten an der Brücke liegt das Kreisgericht.“

„Ah“, sagte Seylatz etwas erschrocken und blickte automatisch in den Nebel. Er bemühte sich gar nicht, seine Verachtung für das holperige Straßenpflaster, den Kot, das schlechte Wetter und die minderwertige Gegend überhaupt zu verbergen, dachte an Mimi, an Tonia, hatte eine Vision der Kärntnerstraße in strahlender Korsobeleuchtung und seufzte zerstreut. Das überstieg ja an Trübseligkeit alle Erwartungen. Er schüttelte energisch die Beklemmung ab, die mit Polypenfingern aus dem Boden zu langen schien. Ein Jahr würde es wohl auszuhalten sein. Man durfte nur keinen Moment vergessen, diese Versetzung in die Provinz als eine abenteuerliche Fahrt in unerforschte Gebiete des Landes und der menschlichen Psyche zu betrachten, ironischer Beobachter zu bleiben. Stoff sammeln. Menschen beurteilen, behandeln und ohne Voreingenommenheit benützen lernen. Mühelos gelang es ihm, sich umzuschalten und den grau vorbeihumpelnden Häusern in ihrer eintönigen Regenstimmung literarisch beizukommen. Er unterschied in dürftigen Schaufenstern Sardinienbüchsen, Pfeifenköpfe aus Porzellan, Schulbücher und Krippenkalender. Spitze Schuhe und ländliche Gerätschaften, deren Verwendung ihm nicht ganz klar war. Verwischte Gestalten lehnten an Fenstern, standen vor Haustoren, strichen durch die Gassen und grinsten neu-

gierig und zudringlich in den Wagen, Leute, die sich, ihre Beziehungen und Emotionen zweifellos auch als den Drehpunkt des Weltalls betrachteten. Konditorei. Wurstladen. Apotheke. Eine hochfrisierte Wachspuppe exhibierte ihre verstaubte Büste mit süßem Lächeln im Fenster des Friseurs Menotti. Hier werde ich mich rasieren lassen, dachte Seylatz und seufzte resigniert. Nebenan funkelte zwischen Papierblumen und Blechkränzen ein verzinnter Kindersarg. Längs der Promenade standen, mit Schutzgittern umfriedet, verkümmerte Bäume. Kränkliche Kastanien, von eisernen Miedern künstlich gestützt, konstatierte er gerührt und beschloß die Herstellung eines von dieser Beobachtung ausgehenden Gedichtes.

„Ich hoffe, Sie werden sich in Ihrem neuen Dienstorte wohlfühlen, Herr von Seylatz“, sagte der Oberkommissär und versuchte noch einmal, gelinde Herablassung in seinen Ton zu legen.

„Aber selbstverständlich“, erwiderte Seylatz gefaßt und höflich. „Ich fühle mich überall wohl.“

Breitenfeld biß sich auf die Lippen und sah sich durchschaut. Es war doch natürlich, daß sich dieser gutgekleidete, selbstbewußte junge Mann überall wohlfühlen mußte. Alles, was Breitenfeld erstrebenswert und unerreichbar erschien, war dem anderen sicher. Eine mühelose, glänzende Karriere lag vor ihm, der einen ehemaligen Minister zum Vater hatte. Übrigens merkwürdig, wie viele ehemalige Minister es gab. Ihre Söhne, Neffen und Enkel hatten es gut, während die anderen, deren Väter wackere Landärzte, Kaufleute, einfache Bürger waren, nie für voll galten, übersprungen, transferiert und zurückgesetzt wurden und unter normalen Umständen trotz Verwendbarkeit und Fleiß kaum Aussicht hatten, in die inneren Kreise der Beam-

tenhierarchie vorzudringen. Ja, wenn man das früher bedacht hätte! Breitenfeld, der aus einer wohlhabenden Müllerfamilie des Waldviertels stammte, litt, seit er in den politischen Dienst getreten war, schmerzlich unter dem Gefühl des Zurückgesetztheits. Sein Ehrgeiz brachte ihn um den Schlaf, seine Empfindlichkeit steigerte sich zu Zeiten bis an den Rand des Verfolgungswahnsinns. Bei jedem Schritt überlegte er, wie sich ein anderer, von Haus aus dazugehöriger, in dieser oder jener Situation benehmen würde, paßte jede seiner Äußerungen dem Ton an, der ihm vornehm und das geheime Erkennungszeichen der Kaste schien, kontrollierte alle seine menschlichen Regungen, selbst seine Gedanken, bewegte sich, als ob er ein Monokel trüge, obwohl er es nie über sich gebracht hätte, sich wirklich eines vor das Auge zu setzen, und suchte seine Kollegen durch Korrektheit, theresianisches Näseln, Haltung, Gesinnung und Manieren zu übertreffen.

Seylatz erzählte gleichgültig von Wien und der Statthalterei, wußte von jedem Departementsvorstand irgendeine erfreuliche Schändlichkeit zu berichten und zeigte, selbst wenn er von Seiner Exzellenz dem Statthalter sprach, keinen Respekt. Breitenfeld lächelte demütig und ärgerte sich über sein Lächeln.

„Gibt es Frauen in dem Nest? Mädeln?“ fragte Seylatz schließlich aus Artigkeit und weil er dem Bezirkskommissär Gelegenheit geben wollte, seine Erfahrungen zum Besten zu geben. „Was ist denn überhaupt los hier?“

„Wir verkehren bei einigen Gutsbesitzern“, sagte Breitenfeld würdevoll, „natürlich mit den Offizieren und gelegentlich beim Bürgermeister. Reicher Kerl, hat in England gelebt. Hübsche Tochter ... Es gibt eine Weinstube, die früher Damenbedienung hatte, aber es

führte zu Unzukömmlichkeiten, und man hat dem Wirt diesen Unfug abgestellt. Das Stadttheater ist verhältnismäßig gut. Die zweite Soubrette soll ... aber darüber weiß ich wirklich nichts Bestimmtes.“

„Und unser Chef, der Bezirkshauptmann?“

Breitenfelds Züge wurden verschlossen und feierlich. „Ein Kavalier“, stieß er kurz und bestimmt durch die Nase.

Seylatz nickte nachsichtig.

Vor Jungroithners Hotel „Erzherzog Johann“ stand Titus Quitek im Regen. Er trug einen abgeschabten Havelock, rauchte eine kurze Pfeife und war nicht rasiert. Seylatz erkannte ihn gleich, reichte ihm beim Aussteigen die Hand und begrüßte ihn herzlich. Breitenfeld war betroffen und trat zur Seite.

„Mein lieber Jugendfreund“, stellte Seylatz vor, aber es zeigte sich, daß sich die Herren schon kannten. Flüchtig. Aus der „Blauen Flasche“ und so.

„Gewiß, gewiß, Herr Quitek“, sagte der Oberkommissär möglichst unbefangen, „was machen Sie immer?“

„Nichts“, erwiderte Quitek und lächelte impertinent.

Seylatz lachte und klopfte ihm auf die Schulter. Der Oberkommissär behauptete, noch ins Amt zu müssen und wurde nicht aufgehalten. Herr Jungroithner machte sein ergebenstes Kompliment, Seylatz nahm ein Zimmer, übergab dem Portier seinen Gepäckschein und kam zu Quitek zurück, der ihn in der Hoteleinfahrt erwartet hatte.

Sie gingen langsam durch die menschenleere Hauptstraße, die durch neue Bogenlampen überflüssig hell beleuchtet war. Seylatz musterte Quitek aus dem Augwinkel und stellte fest, daß sein Aufzug unmöglich

war. Er hatte nicht erwartet, ihn so vernachlässigt zu finden.

Quitek streichelte Seylatz' Arm und gestikulierte vergnügt. „Nein, du hast wirklich geschrieben ...! Ich kann dir gar nicht sagen, wie mich das freut.“ Seine Augen glänzten erregt.

Seylatz' Gesicht hellte sich unmerklich auf. Einen Moment entsann er sich etwas beschämt, daß er nahe daran gewesen war, sich Quiteks nicht mehr zu erinnern. Und daß ihm erst am Tage seiner Abreise, nach der Verabschiedung vom Statthalter, plötzlich eingefallen war, daß in dem Nest, wohin man ihn versetzt hatte, ein Freund aus der Jugendzeit existierte. Natürlich war man auseinandergekommen, aber es mußte doch möglich sein, die gerissenen Fäden wenigstens vorübergehend wieder anzuknüpfen.

Er erinnerte sich deutlich gemeinsam durchwanderter Sommertage, unbesonnener Streiche, endloser nächtlicher Gespräche über Zukunft, Leben und Welt. Kindereien, ohne Zweifel ... aber immerhin Berührungspunkte aus einer Zeit, aus der Eindrücke am stärksten fühlbar blieben.

Die kritiklose alte Sympathie flackerte irgendwo in ihm mit gemäßigtem Eifer wieder auf. Der Lebenslauf des Freundes, so verschieden von dem seinen, begann ihn theoretisch zu interessieren, als er seine charakteristischen Umrisse vertraut neben sich fühlte und die Luft der Stadt zu atmen begann, die das Schicksal des anderen geworden war.

Er war mit sich zufrieden. „Aber das ist doch nur selbstverständlich“, rief er impulsiv und herzlich. „Wie oft habe ich mich nach dir gesehnt. Ich bin froh, daß uns das Leben wieder für eine Weile zusammengeführt hat.“

Die praktischen Vorteile guter Beziehungen zu Quitek schienen ihm fraglos und einleuchtend. Ein Ausfallstor aus dem gegebenen Milieu der Gesellschaft in ungezwungene, verlockende Außenschichten. Die Möglichkeit ersprießlicher Bekanntschaften mit wohlgeformten Aktmodellen war nicht von der Hand zu weisen. In einem gut geheizten Atelier ließen sich ohne allzu großen Aufwand intime kleine Feste veranstalten, deren Details ihm seine behaglich angeregte Phantasie ausmalte, während er Quiteks Arm im Dahinschreiten an sich zog.

Um den Theatereingang drängte sich das Publikum. Herr von Seylatz lächelte über die großen roten Anschlagzettel und blieb stehen.

Bürgermeister Knetsch wurde begrüßt. Er zeigte unter offenem Gummimantel Smoking und weißes Hemd. Das Haar unter seinem lässig gelüfteten borstigen Zylinder war tief in der Stirne angesetzt und schwarz nachgefärbt. Seine Tochter Anny wandte ihr edles Kameenprofil langsam und auffällig nach dem fremden jungen Herrn, obwohl sie genau wußte, daß sich das keineswegs schicke, und öffnete herausfordernd die hellroten Lippen. Sie ging mit dem fleischigen Tenor Milman aus Amerika, der ihr Gesangstunden gab. Oberleutnant Zwierschütz schüttelte vorwurfsvoll den Kopf und sah sich melancholisch um. Realschuldirektor Schamböck hatte ein Freibillett. Dafür gestattete er, daß die Theaterzettel der Klassikervorstellungen im Schulgebäude am schwarzen Brett angeschlagen wurden. Nasse Hüte wurden geschwenkt. Abenteuerliche Kaleschen mit seltsamen Regendächern und dicken Gäulen fuhren vor. Guggenberg half seiner jungen hübschen Frau aus dem eleganten neuen Wagen. Sie schüttelte ihr leicht gepudertes Gesichtchen hochmütig und ließ unter auffal-

lend blonden Haaren die Brillanten in ihren sehr rosigen Ohren glitzern.

„Um halb elf abholen!“ rief Herr Guggenberg dem Kutscher zu, der zeremoniell mit der Peitsche grüßte.

Baron Stieffen, der vor einer Woche, braun und gesund aussehend, von seiner Herbstkur in Bad Hall zurückgekommen war, kutscherte selbst. Er riß die Pferde knapp vor dem Eingang scharf zusammen. Damen zogen die kotbespritzten Röcke hoch und lachten. Im Innern des Theaters begann eine elektrische Klingel zu klirren, der Kassier stieß das Schubfenster zu und an der Kasse erschien ein weißes Brett mit der Aufschrift: „Ausverkauft“.

Seylatz und Quitek kamen vor die „Blaue Flasche“.

Das Haus stand dunkel und massiv, gegen unten verbreitert, aus der Baulinie vor. Die bauchig vergitterten Fenster des Erdgeschosses hatten rote Vorhänge, hinter denen Licht brannte. Das eigentümliche schmiedeeiserne Wirtshausschild ober dem offenen Tore zeigte die Gestalt einer mächtigen flaschenförmigen Laterne, in deren Käfig eine elektrische Glühlampe einmontiert war, die kraftlos und undeutlich eine verwaschene Tafel beleuchtete: Andreas Mauser, Weinstube. In- und Ausländerweine, Fremdenzimmer, Damenbedienung. Das letzte Wort war mit einem verschämten, kaum merkbaren Pinselstrich übermalt.

„Hier wohne ich“, sagte Quitek. „Seit einigen Jahren. Ja, seit mehreren Jahren. Die Zeit vergeht rasch ... Im ersten Stock, hinten gegen den Garten hinaus. Morgen kommst du mich besuchen. Der Garten ist eigentlich ein Hof, aber es stehen ein paar magere Bäume darin; jetzt sind sie natürlich kahl ... Du wirst schon sehen ... Vor allem aber wollen wir etwas trinken.“

In der Hauseinfahrt hallten ihre Schritte.

Quitek öffnete die schwere Tür zum Extrazimmer, die ein vergittertes Guckloch hatte, und schob Seylatz in den schlecht beleuchteten Raum.

Unter der niederen gewölbten Decke standen sechs kleine Tische mit schmutzigen blaukarierten Tüchern. Auf einem sah man die Reste einer wenig appetitlichen Mahlzeit. An der Fensterwand stand ein Klavier. In einer dunklen Ecke klappte quietschend die Falltür auf; der Wirt kroch schief aus dem Boden, mit blinzeln- den Augen, die kurzsichtig fragend aus seinem bartlo- sen, von unmotivierten Vertiefungen zerrissenen Ge- sicht standen. Als er Quitek erkannte, entschloß er sich zu einem einladenden Grinsen, nestelte die blaue Schürze ab, drehte Lichter auf und begann zu erzäh- len, daß er eben aus dem Keller komme. Alles müsse er selberrnachen, seine Frau habe Zahnschmerzen, wahr- scheinlich sei sie wieder in der Hoffnung, weiß der Teu- fel von wem.

Quitek schüttelte ihm ohne Zögern die Hand, gebot mit einer verständlichen Geste Schweigen, warf seine Kappe auf eine Bank und zog Seylatz in die Ecke.

„Hier ist es gemütlich! Hier habe ich meine be- sten Stunden. Es gibt Flüssigkeiten ... Mein Atelier ist oben ... Aber die Inspiration strömt aus diesen wür- digen angerauchten Wänden. Ich glaube, dieser Wein- stube zuliebe verbringe ich mein Leben hier statt in Paris ... Denn wer könnte mich hindern, morgen nach Paris zu übersiedeln, oder übermorgen oder nächste Woche ...“

Der Wirt zog die Augen unter die wimperlosen Lider zurück und zeigte die gelben Pferdezzähne.

Quitek hob und senkte erregt die Schultern, fragte eifrig: „Du trinkst doch Pomard?“ und bestellte eine Flasche, ohne die Antwort des Freundes abzuwarten,

sichtlich stolz, daß es in diesem nicht sehr verheißungsvoll aussehenden Lokal Burgunder gab.

„Mensch, wenn du wüßtest, wie ich mich freue! Du bist meine Jugend. Wie wenig du dich verändert hast! Jung, glatt, zuversichtlich ... Wohin wird das noch führen? Du, habe ich dich erwartet? Nein, ich muß dir gestehen, daß ich jahrelang nicht an dich gedacht habe oder doch nur ganz undeutlich, wie an einen Traum, nicht wie an einen Kerl, dem man eines Tages wieder leibhaftig gegenüber sitzen wird und der mit klarer, süffisanter Stimme altkluge Zwischenrufe macht.“

Er sprach pathetisch und selbstgefällig und bemerkte nicht, daß Seylitz wirklich verlegen war und den Kontakt nicht fand. Wo sollte man auch anfangen? Wie sich diesem Maler verbrüdern, der die Manieren eines Studenten beibehalten hatte und dem trotz geringelter Adern an den Schläfen, Ernst und Zielbewußtsein im Blicke fehlten?

Seylitz kam plötzlich seine Erwachsenenheit, in die er sich allmählich und normal, ohne Widerstand und ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, hineingelebt hatte, als Überlegenheit zu Bewußtsein. Quiteks ganzes Gebahren erschien ihm ungeordnet, spielerisch und im höchsten Grade unmännlich. Er fand die solenne Art, in der dieser struppige Realschullehrer die Lippen bei den Worten „Paris“ und „Pomard“ spannte, unerträglich affektiert und stellte kritisch fest, daß er gerade in dieses trübe, suspektes Milieu ausgezeichnet paßte, ja daß er – objektiv betrachtet – auf einem anderen Hintergrunde gar nicht denkbar sei.

Quitek starrte in eine Ecke und flüsterte: „Mein Gott, und wie konntest du zuhören ...“

Herr von Seylitz beugte sich sofort artig über den Tisch und wartete. Dunkelrot stand der Wein in den Glä-

sern. Der Wind trieb den Regen wie Spritzwellen an die verhängten Fenster.

„Wohl bekomm’s, Herr Professor!“ sagte der Wirt laut. Quitek trank hastig, setzte den Tabak in seiner Pfeife frisch in Brand, besah seine Hände, lächelte schüchtern und schüttelte den Kopf.

„Du bist schrecklich nervös“, versuchte Seylatz zu konstatieren. „Ja, ich muß sagen, daß ich dich recht verändert finde ... Arbeitest du nebenbei nicht für dich? Du mußt doch Zeit haben ...“

Es fiel ihm nichts Tröstliches ein. Sollte er von sich erzählen? Den glücklichen Ausgang des Abenteurers mit Mimi, die sich verlobt hatte? Die Vorgeschichte war viel zu lang, die Lösung zu glatt, um einen anderen als den verlassenen Liebhaber selbst zu erfreuen. Er betrachtete die grellen Champagnerplakate, die an den fleckigen Mauern hingen, und begann, sich nicht an seinem Platz zu fühlen. Ich hätte lieber meine Koffer auspacken sollen, dachte er. Die Hosen werden verdrückt sein ... Jedenfalls war es eine Lehre. Man sollte keinerlei Hoffnungen in wiedererweckte Jugendfreundschaften setzen, sie fielen vom Dach, wenn man an sie rührte, und brachen den Hals. Er sah kühl in ein erregtes Gesicht, das weiß unter zurückgestrichenen Haaren brannte und ihm immer unbekannter wurde; bemerkte einen unreinen Stehkragen und eine speckige Krawatte. Fremde Augen suchten gierig einen Weg in seine Seele. Aber die war gut verwahrt.

Quitek machte eine fächernde Handbewegung durch die Luft. Er schien keinen Trost zu erwarten. Mit zurückgelehntem Oberkörper begann er leise wie für sich selbst zu sprechen.

„Ich hasse diese graue, feuchte Stadt, ihre Kloaken und die Anlagen, die dem Schutze des Publikums emp-

fohlen sind. Ihre Gerüche machen mich krank, die Verbrechergesichter der Menschen, die dicken Köpfe der Kinder flößen mir Angst und Grauen ein. Hoffärtig und angefressen steht der runde Rathausturm da und wirft seinen Schatten in den Dreck. Hast du die gestutzten Kastanienbäume bemerkt, die häßlichen Hunde, den lächerlich nackten Kegelberg hinter dem Bahnhof? Ich hasse alles, als ob ich es selbst erschaffen hätte ...“

Nein, so ging es nicht. Der Wirt stand schief da, kaute an den Fingernägeln und sah ihm auf den Mund.

Im Schankzimmer nebenan fluchten zwei karten spielende Bauern. „Schaffen Sie Ruhe draußen!“ schrie Quitek den Wirt an. Er schwieg, trank sein Glas aus und schenkte rasch ein.

Er trinkt, dachte Seylatz bedauernd. Wie gewöhnlich ist das alles.

Schwer stützte Quitek die Ellbogen auf den Tisch. „Verändert, sagst du?“ rief er. „Kein Hauch meines Wesens ist übriggeblieben. Die Hülle ... Vielleicht. Darüber lassen sich keine bestimmten Behauptungen aufstellen. Mitglied des Lehrkörpers ...! Es gibt kein ‚Nebenbei‘. Ich habe mich verkauft, und ich komme nicht mehr los. Ich gehöre zu dieser Stadt wie die Pestsäule auf dem Hauptplatz. Ich gestehe, daß es unrecht von mir war, mir vorhin den Anschein zu geben, als dächte ich daran, nach Paris zu übersiedeln ... Du wirst überhaupt häufig bemerken, daß ich einen starken Trieb zur Unwahrheit habe ...“

Siehst du, sagte sich Seylatz in Gedanken, mir macht man nichts vor. Mit einem leichten Gefühl der Befriedigung wandte er sich dem Weine zu.

Quitek schien sich zu besinnen. „Den Buben vierzehn Jahre Schlagschatten in die dreckigen Kohlezeichnungen nach Gipsabgüssen zu korrigieren, Tag für Tag,

in den Zwischenstunden den Gang beaufsichtigen und sonntags Kircheninspektion halten, nimmt einem allmählich die Schaffenskraft, wenn man eine hatte, was nicht unbestritten ist ... Die kleine Schneelandschaft von Titus Quitek scheint uns eine vielversprechende Erstlingsarbeit, stand vor vierzehn Jahren im Tagblatt. Ja ... so hieß es. Jetzt pflege ich ein anderes Genre, du wirst sehen! Übrigens hängt mein Porträt des Bürgermeisters Knetsch im Festsaal des Rathauses ...“

Seine Stimmung war umgeschlagen. Er lächelte ergriffen in der Erinnerung an die Schneelandschaft. Die Vergangenheit war das einzig Sichere. Der Alkohol begann seine erlösende, entspannende soziale Wirkung auszuüben. Einen Moment berührten sich an den Gläsern ganz unnötig zwei Hände.

„Richtig, die Schneelandschaft“, sagte Seylatz und lächelte auch. Damals hatte er Quitek beinahe beneidet. Die Schneelandschaft und alles andere ...

„Weißt du noch?“

Beide wußten noch. Die Waldwiese. Der See. Die Segelboote, der Mond – ach, so schien er lange nicht mehr. Die weißen Mädchenkleider. Die Badehütte. Der Duft des Heues, wer könnte ihn vergessen haben ... Die Liebesgedichte ...! Man hatte Heine entdeckt, und es war unmöglich, der Versuchung zu widerstehen. Seylatz fand den Moment geeignet, zu bemerken, daß er diese Gewohnheit bewußt beibehalten hatte und noch pflegte. „Morgen schicke ich dir ein Exemplar meiner neuen Verse ...“

„Ich bitte dich darum“, sagte Quitek erweicht und zu jedem Kompromiß bereit.

Und Helene, die kleine Bestie, die sie beide betrogen hatte. Mit einander. Hatte sie nicht schwarze Locken gehabt?

„Blonde“, widersprach Seylatz sanft.

„Nun, wir wollen nicht streiten.“

„Nein, wir wollen nicht streiten.“

Wenn Quitek lächelte, verschwanden die Falten, die seine Wangen von den Nasenflügeln bis zum Kinn durchschnitten. Das Lächeln war noch von früher übriggeblieben.

Die zweite Flasche hatte Seylatz bestellt. Der Wirt blinzelte Hochachtung und rieb den Bauch zutraulich an dem Tisch. „Nach dem Theater ist es hier oft ganz voll“, behauptete er. „Rendezvous der Künstler, der Honoratioren, der vornehmen Fremdenwelt ... Nicht wahr, Herr Professor?“

Aber Seylatz hatte keine Lust, länger zu bleiben. Er mußte nun wirklich auspacken gehen. Am nächsten Morgen hatte er sich dem Bezirkshauptmann vorzustellen.

Titus begleitete ihn nach Hause. Sie sprachen nicht mehr viel, obwohl gewisse gleichartige Schwingungen von ihnen ausgingen. Die Luft war dick und schmeckte metallisch. Die Straße lag ausgestorben vor ihnen, und ihr Ende verlor sich im Nebel. Verlotterte Häuser lehnten schwer aneinander und stellten sich schlafend. Firmamentafeln und Geschäftsschilder hingen sinnlos im Leeren.

Quitek las laut einige Namen ab und lachte nervös. „Ich hasse jeden einzelnen“, versicherte er schwach, „jeden persönlich.“

„Immerhin sind es auch Menschen“, gab Seylatz nachsichtig zu bedenken. Er war entschlossen, sich die Freude an den Figuren seines neuen Bilderbuches nicht nehmen zu lassen, bevor er es aufgeschlagen hatte.

Vor einem breiten Kaufmannshause blieb Titus stehen. „Johann Ardüser, Kolonial- und Spezereiwaren

en gros ... Damenkonfektion ... Der kleine Ardüser ist der einzige begabte Schüler, den ich in diesen langen Jahren hatte. Ein Talent. Der Arme wird wirklich Maler werden, wenn Gott nicht gnädig ist und ihn früher zu sich nimmt.“

Er lüftete mit einer übertrieben feierlichen Bewegung die Kappe.

Sie kamen durch enge Seitengassen an der Rückseite des Theaters vorbei. Die Vorstellung war schon zu Ende.

Am Bühnenausgang standen zwei sehr blonde Statistinnen, sahen betrübt in die Nacht und warteten auf den Tod. Vier Mann Feuerwehr marschierten energisch durch die Pfützen. Eine dicke Dame in gelbem Regenmantel war die Frau Direktor. Der Schauspieler Alberti balancierte einen Schirm über ihrem Federhut. Hinter ihnen ging der Direktor, hielt ein Taschentuch vor die mächtige Heldennase und hustete klangvoll. Zu beiden Seiten des Fahrweges flossen breite Bäche, braun und gurgelnd. Am Kanalgitter verfaulten weggeworfene Blumen.

„Wir werden uns gewiß öfter sehen“, sagte Seylatz vor dem „Erzherzog Johann“ mit gütiger Stimme und war zu müde, um sich heute noch nach den Aktmodellen zu erkundigen.

Quitek mußte den Weg allein noch einmal zurückgehen. Er fühlte sich heiß und angeregt, vergaß den Have-lock zu schließen und durcheilte die gewohnten Gassen, ohne aufzuschauen, bis an den Hauptplatz. Die Brust tat ihm weh. Er dachte zurück und schüttelte sich.

Ein Betrunkener, der, den geschlossenen Schirm unter dem Arm, durch den Regen stapfte, sang vertrauensvoll, wie ein Kind sein Abendgebet aufsagt, ein patriotisches Lied und verschwand um die Ecke der

Kapuzinergasse, aus der die rote Laterne vor Madame Gießkanns Haus wegweisend blinkte.

Einen Moment erinnerte sich Quitek hilfesuchend der bekannten Gesichter der beiden blonden Statistinnen, die vielleicht doch nicht den Tod erwartet hatten, kehrte um und machte einige Schritte in entgegengesetzter Richtung. Aber es war zwecklos.

Er blieb stehen und sah sich um. Die Welt war abgeschlossen in diesem grauen Viereck, das er übersah. Der runde Rathausturm ragte verschwommen und gefährlich in die Nacht. Langgezogen und klagend piff der Ein-Uhr-Lastzug vor der Station. Aus schmutzigen, halbversteckten Kneipen mit verhängten Fenstern drangen gedämpftes Grölen und Zitherspiel.

Quitek hatte die Empfindung, hundert Jahre alt zu sein und wunschlos über den stinkenden Nebeln dahinzuschweben.

Vor der „Blauen Flasche“ lehnte ein nasser Polizist und ließ sich ein Glas Kornbranntwein aus dem Fenster reichen.

Das Haustor knarrte in den ungeschmierten Angeln. Die dicken Mauern der Einfahrt rochen feucht und schwammig. Eine flackernde Petroleumlampe beleuchtete die ausgetretene Stiege.

„Titus Quitek, akademischer Maler“ stand auf einer Karte, die mit zwei Reißnägeln an die Wohnungstür geheftet war.

Leise trat er ein und machte Licht. Die Tür zu Melas Zimmer war nur zugelehnt, und schlafwarmes Parfüm zog abgestanden durch den Vorraum. Quitek hob und senkte die Schultern und schlich dann lautlos in sein Zimmer.

Auf dem Bett lag ein Telegramm. „Bitte mich morgen Abend zu erwarten. Lisa.“

„Gut“, sagte Titus Quitek und betrachtete hilflos lächelnd sein abgespanntes Gesicht im Waschtischspiegel.